

Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 26

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638137>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berliner Woche in Wort und Bild

Nr. 26 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

30. Juni

== Sommerwind. ==

Von Rosa Weibel.

Nun prangt der Mohn im Weizenfeld,
So fein wie glänzendrote Seide,
So herrlich steht der Sommer da,
Als wüßt er nichts vom Leide.

Der Wind spielt leis im Aehrenwald,
Ein Raunen und ein leises Klingen,
Als wüßt er nichts von Schmerz und Gram,
Hör ich ihn singen, singen . . .

Und küßte doch wohl Nacht um Nacht
So manchem Held die Todeswunden,
Glitt über tausend Gräber hin,
Die er im Feld gefunden.

Und hörte wohl manch wehen Schrei
Aus Qual und Not zum Himmel dringen,
Und kost hier mit dem roten Mohn,
Und kann noch singen, singen . . .

□ □ Er und Sie und das Paradies. □ □

Roman von Lisa Wenger.

12

5. Kapitel.

Die Woche, die dem Sonntag folgte, schien Lis endlos zu sein. Sie hatte keine Karten von Direktor Hellebecke erhalten und auch Mary ließ nichts von sich hören. Wenn von weitem des Briefträgers lange und schwankende Gestalt zu sehen war, lief Lis ihm freudig entgegen, um enttäuscht und langsam nach Hause zurückzukehren. Sie saß dann und nähte heftig und es tropften klare Tränen auf ihre Arbeit. Im Schulzimmer sangen die Kinder und übten Weihnachtslieder. Sie konnte Martin ihnen vorsingen hören. Das stete Wiederholen der gleichen Strophen machte sie ungeduldig. Es klang so dünn und unsicher von unten herauf. Martins klangvoller Tenor, der über den Stimmen der Kinder schwebte, ärgerte sie noch mehr. Dazu, dachte sie, hat er nun seit Jahren Stunden beim ersten Meister des Landes genommen, dazu übt er täglich, um dummen Bauernkindern vorzusingen. Wer versteht hier etwas von Kunst? Wer schätzt Martin um seiner Stimme willen? Sie merken nicht einmal, daß Martin etwas Besonderes ist. Ein inneres Zähneknirschen, ein wildes Fauchen stieg in ihr auf. Sie sprang heftig vom Stuhl, der Schemel flog durchs Zimmer, die Arbeit auf die Erde. Sie holte Tinte und Papier. Auf Bilakarten warf sie ein paar Worte, die für Mary bestimmt waren. Ob Mary am Donnerstag nächster Woche daheim

sei? Ob sie Lis erwarten wolle, um mit ihr zur Schneiderin zu gehen. Sie schrieb herrisch, sicher, daß sie mit Freuden aufgenommen würde.

Dann schrieb sie an Bianchi. Vorsichtig setzte sie ihre Worte. Sie berichtete von der drohenden Gefahr. Von Martins Absicht, die Musikstunden aufzugeben. Von seinem Widerstand gegen ihre Fahrten nach der Stadt. Sie betonte, daß sie fürchte, er werde weder vom Theater noch von den Stunden weiter etwas wissen wollen. Sie forderte den Meister auf, seinen Einfluß geltend zu machen und versprach, ihrerseits zu tun, was in ihrer Macht stünde. Sie lächelte ein wenig, als sie diese Worte schrieb, denn sie wußte, wie groß ihre Macht war. Noch ein paar herzige Sätze fügte sie bei, denn Meister Bianchi liebte das. Dann schloß sie ihren Brief, eben, als unten sich der scharrende und trampelnde Bieruhrlärm erhob und die Schulkinder sich aus dem heißen, dunstigen Zimmer in die sonnige Winterluft ergossen.

Lis sprang die Treppe hinunter und übergab ihre zwei Briefe dem ersten besten kleinen Mädchen, das ein Körbchen am Arm trug.

„Paß auf! Verliere sie nicht. Und da hast du etwas. Kauf' dir Zuckerzeug daraus.“ Hastig warf sie dem Kind ein Geldstück ins Körblein und lief durch den hintern Flur ins Haus und die Treppe hinauf.

Das Kind zeigte unterwegs einem andern Mädchen die Briefe und sein Geldstück. Das las die Aufschrift und schlug das Geld der kleinen Kameradin, halb im Scherz, halb im Neid, aus der Hand. Die fing aus Leibesträften zu brüllen an, bis ihr Bruder gerannt kam und der Angreiferin eine Maulschelle gab. Im Nu war auch deren Bruder bei der Hand. Es mischten sich andere hinein, und nun gab's eine regelrechte Prügelei. Schrammen, zerrissene Kleider, Beulen und Angeberei war das Ergebnis. Zwei der Mütter begaben sich am nächsten Tage zur Schule, um sich beim Lehrer zu beklagen. Martin konnte es nicht herausfinden, wer der eigentlich Schuldige sei, noch wie die Sache angefangen. Die ganze Klasse mußte nachsitzen.

Im Dorf aber wußten es bald alle, daß die Lehrersfrau einem Herrn aus der Stadt geschrieben und den Brief einem Schulkind mitgegeben habe.

Die Dorfweiber, die Bauern, der Ammann, und zuletzt der Kirchenrat schüttelten die Köpfe.

Die beiden Briefe aber waren richtig besorgt worden. Mary setzte sich sogleich hin und antwortete Lis zärtlich und begeistert, daß sie sie erwarte, daß sie den Tee in Lorenz' Konditorei trinken wollten und daß Lis sich so hübsch als möglich machen solle, was ihr ja nicht schwer fallen werde.

Auch auf den Brief an den Meister kam eine Antwort. Zu lesen war sie kaum. Die Buchstaben stellten sich so willkürlich nebeneinander, waren so unabhängig von jedem Gesetz hingeworfen, daß sie Lis zwangen, Martins Vergrößerungsglas zu nehmen, um über ihren Sinn sich Klarheit zu verschaffen. Auch so blieb es eine schwere Aufgabe. Aber endlich erfuhr sie doch, daß der Meister der einfältigen Sprödigkeit Martins ein Ende bereiten werde. So oder so. „Aber wehe dem Esel, wenn das „so“ anders lautet als ich es will. Ich sage bloß: „Wehe ihm.“

Lis lachte vor sich hin. Eigentlich kannte der Meister Martin doch recht schlecht, wenn er meinte, daß der sich Zwang und Willkür fügen würde. Das glaubte sie keinen Augenblick. Er wird es mir zuliebe tun. Damit gab sie sich zufrieden. Sie legte ihre beiden Briefe in ein Schubfach ihres hübschen Schränkchens und zog den Schlüssel ab. Es wäre nicht nötig gewesen, denn Martin hätte die Briefe nicht gelesen, auch wenn er sie gefunden hätte.

Am Mittwochmorgen kam ein großer grauer Umschlag mit des Meisters fürchterlichen Buchstaben. An Herrn Martin Born, Sänger. Sänger dich unterstrichen.

„Sieh einmal,“ lachte der also Angeredete und zeigte den Umschlag Lis. Sie lachte mit ihm.

„Das läßt auf des Briefes Inneres schließen,“ sagte Martin. „Was er wohl von mir will?“

„Das möchte ich auch wissen,“ sagte Lis sehr aufrichtig. Er öffnete den Brief und sie lasen gemeinsam:

Liebwerter Herr Born, Musikbessener.

Ich erwarte Sie bestimmt diese Woche. Ich halte Ihre Ausbildung für so weit beendet, daß ich mich dazu entschlossen habe, Ihnen von meinen Schülern abzutreten. Entschlossen sage ich, o Mensch. Entschlossen! Denn auch das Lehren gehört zu Ihrer Ausbildung. Merken Sie sich das. Sie werden nicht so kindisch sein wollen, diese unvollendet

zu lassen, noch werden Sie so dumm, blöde und hervorragend undankbar sein, um mich stecken zu lassen, ehe die Bildung Ihrer herrlichen Stimme — ich verbeuge mich — vollendet wäre. Dies wäre ein Nagel zu meinem Sarg. Im Ernst gesprochen: Ich habe viel erlebt und viel gesündigt, aber die Götter werden mich nicht durch Sie und Ihren Eigensinn ärger strafen wollen, als ich es verdiene.

Die beiden Schüler bezahlen sehr gut.

Bianchi.

„Was ist das nun wieder,“ fragte Martin mißtrauisch.

„Das ist einfach genug,“ sagte Lis, und niemand merkte ihr an, wie sehr ihr Herz klopfte. „Der Meister weist dir zwei seiner Schüler zu. Das ist eine Ehre. Die andern reißen sich darum, sagt Savion. Und das Geld können wir wohl gebrauchen, das weißt du.“

„Freilich,“ sagte Martin und seufzte ein wenig. Dann warf er einen halb ironischen, halb erfreuten Blick auf Lis.

„Dir fügen sich die Dinge.“ Er strich Lis über die glänzenden Haare. „Ich will es mir überlegen.“

„Oh Martin, sag doch gleich ja,“ bat Lis und warf sich ihm um den Hals, legte ihre Wange an die seine und küßte ihn. „Was gibt es da zu überlegen? Das Geld müssen wir haben. Weihnachten steht vor der Tür und woher sollten wir es sonst nehmen? Und dem Meister darfst du seine Bitte nicht abschlagen. So viele streben darnach, seine Schüler zu unterrichten. Dir fällt's in den Schoß. Und noch dazu Schüler, die der Meister dir ganz abtritt. Oh du meine Zeit, das ist ja eine fürchtbare Ehre.“ Sie machte ein wichtiges Gesichtlein.

„Herziges Ding,“ sagte Martin. „Ich werde schreiben, daß ich ihm dankbar sei. Oder ich fahre schnell hin und rede mit Bianchi selber. Das ist das Beste. Ich bin froh darüber um deinetwillen, ich habe mich gesorgt, wo ich das Geld hernehmen soll, um dir an Weihnachten eine Freude zu machen. Nur dürfen die Stunden meine Zeit nicht zu viel in Anspruch nehmen, das muß ich erst wissen.“

„Nimm mich mit,“ bat Lis. „Ich bin nun fast drei Wochen nicht in der Stadt gewesen.“

„Ist das so lang?“ fragte Martin.

„Ja,“ sagte Lis kurz.

„Herz, ich meine, es sei besser, du gewöhnest dich nicht daran, so oft zur Stadt zu fahren. Das ist nicht gut für dich, es gefällt dir schließlich gar nicht mehr daheim. Und dann kostet es doch immer viel Geld . . .“

„Ach Gott, viel, die paar Geldstücke, das ist lächerlich,“ rief Lis. „Das ist kein Grund. Wenn du sie nicht hast, nehme ich sie von dem, was Vater Stefan mir gegeben.“

„Liebes, das Geld ist Nebensache. Es ist nicht gut für dich. Ich möchte, du liebest mich allein gehen. Und Frau Merz halte ich nicht für einen guten Umgang für dich.“ Das ärgerte Lis.

„Soll ich mit den Bauernweibern auf der Straße schwätzen oder mit der Frau Pfarrer für die Tuberkulösen sammeln gehen, oder Nähstühle halten, wie die Lehrersfrau vor mir tat? Sag', Martin, soll ich das?“ Sie weinte fast.

„Das sollst du alles nicht, denn das paßt nicht zu deiner Eigenart. Ich bitte dich aber, Lislein, bleib mir

zulieb daheim. Fahre nicht zu deiner Freundin. Ich bringe dir auch etwas Schönes mit.“

„Ich bin kein Kind,“ rief Lis und weinte nun kläglich und heftig. Als sie wieder reden konnte, sagte sie: „Wenn ich's aber doch nicht aushalte hier. Wenn ich mich zu Tode langweile. Du hast gut reden. Du bist gern Schulmeister und hast den Garten gern und die Bäume und Wiesen und all das Zeug. Aber ich sitze da und denke den ganzen Tag, wenn ich nur fort könnte, um mit jemand zu lachen oder zu reden und etwas erzählen zu hören, und . . . und dann bin ich jung und ziehe gern hübsche Kleider an, und wer sieht sie hier?“

„Ich,“ sagte Martin.

„Ach, du schon. Aber du verstehst nichts von Kleidern und siehst nicht, ob sie elegant sind oder nicht, und dir ist es gleich, ob ich mein Alltagskleid anziehe oder mein hellgrünes.“

„Weil ich dich in allen gleich liebe,“ sagte Martin.

„Was gehen mich deine Kleider an? Körperlos hängen sie im Schrank und erst, wenn du sie herausholst und anziehst, bekommen sie Seele und Leben.“

„Ach was,“ rief Lis. „Ich kann's einmal nicht aushalten.“

„Gut, Lis, so komme mit. Aber gegen meinen Willen.“

„Ist es wahr, nimmst du mich mit?“ jubelte Lis. Sie erdrückte Martin mit Liebkosungen. Martin wehrte sich dagegen. Er war verlezt und bekümmert und konnte sich doch kaum zurückhalten, sie zu umarmen, wenn er ihre weichen Wangen und ihren weichen Mund fühlte, der ihn ungestüm küßte.

„Ich darf mit, ich darf mit,“ sang sie und lief zum Schrank um ihre Kleider nachzusehen, sich einen weißen Kragen auf die Tasse zu nähen und Spitzen in die Ärmel. Emsig fuhr sie herum, prüfte Martins Kleider, plättete und büstete und hantierte so fröhlich und anmutig in der Stube hin und her, daß Martin aufsaß und lächelte. Was für ein herziges Ding ist sie doch, dachte er. Vielleicht tue ich ihr Unrecht, wenn ich sie hier zurückhalten will. Ihre Jugend verlangt nach Abwechslung, ihre Schönheit nach Bewunderung, ihre bewegliche, schillernde Natur nach Erlebnissen. Ich darf sie nicht nach mir beurteilen. Er zählte sein Geld nach und fand, daß es reichen werde, auch wenn er in der Stadt Lis irgend eine Freude machte oder ihr einen Wunsch erfüllte. Sie macht mein Leben reich und schön, das kann ich ihr nicht genug danken.

Lis kam und bat zu Tisch. Sie stieß ihn scherzend mit beiden Armen vorwärts und bog ihm den Kopf zurück.

„Versuch's, ob du mich so küssen kannst,“ lachte sie. Er konnte es nicht, drehte sich aber plötzlich um und hielt sie fest. Und unter Lachen und Scherzreden verging der Abend.



S. Rigini, Zürich: Gruppe (Familienbild des Künstlers). Schweiz. Kunstausstellung in Zürich. Phot. B. und E. Lindt.

Am nächsten Tag nach dem Mittagessen — es war Mittwoch — fuhr Martin mit Lis zur Stadt. Sie gingen die Hauptstraße entlang. Martin bemerkte, daß keiner der vorübereilenden Männer an Lis vorbeizugehen vermochte, ohne sie bewundernd anzusehen. Jeder Blick war ein Zeugnis für ihre Schönheit. Sie schien es gar nicht zu bemerken. Vor den Auslagen der Seidenhäuser blieb sie stehen.

„Martin, es wird dir hoffentlich nicht möglich sein, da vorbeizugehen,“ fragte sie vorwurfsvoll. Die weichen und schillernden Samte, die gestreiften und sich kreuzenden Seidenstoffe, die durchsichtigen Gazen, die leuchtenden Bänder und zartgefärbten Blumen, die zwischen den Falten der Märchenstoffe lagen, hielten sie wie mit Zaubersäden fest. Es war wirkliches Glück, das sie empfand.

„Lis,“ bat Martin endlich, „hast du noch nicht genug?“

„Doch,“ sagte sie mit einem Seufzer, „einmal muß ich ja doch fort.“ Bei den Spitzen blieb sie wieder stehen, doch mußte Martin nicht so lange Geduld haben wie bei der Seide, um so länger aber bei den Schuhen.

„Schuhe,“ sagte Lis, „sind des Geschmacks Visitenkarte.“

„Sie werden sehr teuer sein?“ fragte Martin.

„Oh natürlich, wenigstens die, die mir gefallen würden.“

„Was kosten sie denn?“

Lis nannte eine Summe, die Martin eine Gänsehaut über den Rücken jagte. Er hatte einen Augenblick daran gedacht, Lis solche Schuhe zu kaufen. Mit Interesse betrachtete er jetzt die feinen Dinger mit ihren blitzenden Schnallen, ihren Schleifen und Riemen und Knöpfen und Rosetten, ordentlich Respekt bekam er vor ihnen.

„Lis, komm,“ bat er. Und Lis seufzte wieder und mitleidig sah Martin auf sie herunter, denn er begriff, was es sie kosten mußte, hübsche Füße zu besitzen und sie nicht ihrer

Schönheit entsprechend schmücken zu können. Endlich standen sie vor Bianchis Haus.

„Ich muß eine Besorgung machen“, sagte Lis. „Ich komme dir bald nach. Warte bei Bianchi!“ Sie lief die Straße hinunter bis zu einem ihr bekannten Geschäft und telephonierte dort an Mary. Sie verabredeten, wo und wann sie sich treffen wollten, und Mary gab das Telephon sofort an Hellebede weiter.

Martin war durch den vornehmen Eingang in Bianchis Haus zur hintern Türe hinaus durch den Garten gegangen. Der Herr sei zu Hause, hatte der Diener bestätigt.

Der Meister lag auf dem Sofa, von dem nun die Fesseln herunter hingen. Als er sich erhob, blieb er mit dem Knopf des Ärmels an einem der Löcher hängen. An dem Knopf hing ein langes, schmales Streifchen. Bianchi nahm eine Scheere und schnitt den Fesseln heraus. Dann schüttelte er seine Haare und suchte mit den Augen nach einer Zigarette. Alle Fältchen seines geistreichen Gesichtes glätteten sich, als er Martin erblickte.

„Engel aus dem Himmelreich, bist du wirklich gekommen?“ fragte er. „Da ich sowieso um deines Widerstandes willen an deinem Verstand zweifle, zweifelte ich natürlich auch daran, daß du meinen Vorschlag annehmen würdest. Also, du bist da. Und was macht das kleine Frauchen?“

„Sie ist in der Stadt und wird mich hier abholen.“ Der Meister machte ein Gesicht, als tränke er köstlichen Wein.

„Also: Die beiden Schüler freuen sich auf die Ehre, bei dem ersten Sänger der Gegenwart Stunden zu nehmen. Die „Sie“ kennst du, die Weiße, Schmale, die bei meiner Sorella dir die Hand gegeben. Schwärmt für dich.“ Der Meister verdrehte die Augen. „Man wird dich verehren! Mach dich darauf gefaßt, Mensch, es wird gestickte Pantoffeln regnen. Oder, wenn die aus der Mode sein sollten, Rückenrissen, Schlummerissen, Tischteppiche und anderes Scheußliches Zeug. Es steht darauf: Schlummere sanft. Denke mein. Vergiß mein nicht. Uä! Efelhaftes Gezeifer, dies zudringliche Weibervolk. Halte sie dir vom Leib. Sind selten schön. Flache Kreaturen mit wässerigen Augen. Oder weichliche Quallen mit gelbgefärbten Haaren und Augen, so!“ Er ahmte den schmachthenden Blick eines Vergißmeinnichts nach, schüttelte sich, als ob er aus dem Bade stiege und tropfnah sei, und legte den Finger an die Stirne. „Wenn du kein Esel bist, hältst du dir das Frauenvolf vom Leibe.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Schweizerische Kunstausstellung in Zürich 1917.

(Fortsetzung.)

Im großen Mittelraum fällt zunächst das große, unvollendete Gemälde Hodlers „Schlacht bei Murten“ auf. Es zeigt in wagrechter Zweiteilung oben den Kampf der flüchtenden Reiterei als Nebenstück, unten als Hauptstück den Kampf der Infanterie. Landsknechte, deren Wucht und Größe man schon vom Marignanobild her kennt, stoßen mit fast wagrecht gehaltenen Lanzen zu; einer fällt mit wild aufbäumendem Körper leblos hin. Wie beim JenaBild wird die Weite des Schlachtfeldes, zugleich aber auch das epische Geschehen angedeutet durch die Zweiteilung des Bildes; die Reiter oben werfen ihre Hengste mit erdrückender Kraft zur Verfolgung an. In der Durchführung, in der Farbe, in der linearen Anordnung zeigt das Bild Hodlers Art völlig unverfälscht; ein neues Problem ist vielleicht durch die Ueberschneidung der senkrechten Linien durch die wagrechten der Speere hineingetragen worden. Trotz alledem kann aber das Bild nicht recht erwärmen. Zum Teil mag das daran liegen, daß man zu nahe steht. Es müßte in die Ferne wirken, um seine wahre Sprache sprechen zu können. Gegenüber dem JenaBild und dem Marignanobild ist der Eindruck aber durchaus unbedeutender. Der Grund ist zweifellos nicht nur in künstlerisch-technischen Problemen zu suchen. Hodler ist vor allem Tragiker. Ihn reizt die Niederlage, das Scheitern, der schwere Kampf, viel mehr als der überwältigende Sieg. Marignano: da verblutet ein ungebrochenes Volk; es liegt tragische Größe in dem Zerbrechen einer Kraft, die über sich selbst hinausgewollt hatte. Jena: das Aufbäumen eines Volkes gegen verhassten Zwang; ungewiß der Ausgang; eine ganze Welt vor Trauer und Größe liegt noch in der Gedankenwelt, die das Bild erschließt. Murten: die Tragik liegt hier nicht auf Seite der Eidgenossen, die nur Hammer waren in der Hand des Schicksals; die liegt auf Seite des kühnen Karl, dessen Willen mehr wollte,



† Christian Conradin: Landschaft im Prättigau (Tempera). Schweiz. Kunstausstellung in Zürich. Phot. Ph. und C. Lindt.